

(Nachdruck verboten.)

16]

Die Kaufare.

Roman von Fritz Mauthner.

Richard hatte nicht viel Zeit zu seinen wachen Träumen. Leontine zog ihn immer wieder ins Gespräch und stellte ihn immer wieder vor, wobei sie sich darin gefiel, herzliche Beziehungen zwischen sich und dem jungen Manne ahnen zu lassen. Umsonst berief sich Richard darauf, daß ihm der Sinn für die bildende Kunst mangle, daß er wenigstens sicherlich ausstellungsblind sei, umsonst wappnete er sich gegen die vielen neuen Bekanntschaften mit kühler, ja unfreundlicher Haltung, er wurde am Ende doch in das allgemeine Gespräch hineingezogen.

Leontines glückliches Aussehen kam wesentlich von dem stolzen Gefühle, heute zum erstenmal als junge, schöne, reiche Witwe, frei und geachtet, bewundert und unabhängig unter den Menschen zu erscheinen, die ihr das Emporkommen so schwer gemacht hatten. Heute zum erstenmal genoß sie die reine Freude über den Tod des alten Piterfen; noch nie war sie so siegesbewußt gewesen. Und wie es ihr eben jetzt gelingen wird, ihren Richard Mettmann plötzlich, ohne ein Wort zu sprechen, für immer von dem Mädchen zu trennen, das sie haßte, weil er es geliebt hatte, so schien ihr die Zukunft nach allen ihren Erfolgen so gewiß wie ihre Schönheit.

Mit ruhiger Freundlichkeit, im Stile ihrer Trauerkleidung, plauderte sie mit aller Welt; ohne Geist, ohne Beschränktheit, spielte sie das unendliche Spiel des geselligen Fragens und Antwortens. Wäre ihr Mund weniger fein geschnitten gewesen, hätte ihre Sprache nicht den melancholischen Wohlklang gehabt, man hätte den Worten vielleicht angehört, daß sie fast immer gedankenlos zurückerklangen.

„Ich danke Ihnen — das Leben stellt seine Ansprüche — ich führe nur den letzten Willen des Verstorbenen aus, wenn ich mein Haus den Künsten auch nach seinem Tode nicht verschleße. Sehen Sie doch, lieber Mann, diesen köstlichen Anaus — „Die Sehnsucht“ von Düsselhof? Ich mag den Maler nicht, er ist mir zu frivol. Ich werde das Bild schon sehen müssen. Aber wir haben kein Eile, nicht wahr, lieber Mettmann? — Ein Mißerfolg? Gottlob Tragödien sollten immer durchfallen.“

Als Graf Trienitz die schöne Leontine erkannte, näherte er sich ihr rasch mit seinem schwerfälligsten Tänzel und plauderte mit ihr etwa zehn Minuten über das Wetter und über seine Sommerreise, als hätte er sie nicht erst gestern gesprochen. Dann machte er ihr und ihrer Gesellschaft eine charmannte Verbeugung und zeigte deutlich, daß er nicht gehört sein wollte, wie er auch die andern ihrer Art des Kunstgenusses überließ.

Mit Leontine und Richard drängte sich jetzt eine Gruppe von zehn Personen von Bild zu Bild. Der alte Kunstkritiker hatte sich angeschlossen, dicht hinter ihm hielt sich, mit einem Notizbuch in der linken und einem goldenen Taschenrechner in der rechten Hand, Herr Pinks. Er hatte alle Recensenten „lieber Herr Kollege“ angesprochen, hatte den Versuch gemacht, Leontine Piterfen und Richard Mettmann vertraulich zu begrüßen, überall war er abgefallen. Aber er wich nicht von der Stelle. Die laut gesprochenen Urteile des alten Kritikers, die er rasch für seinen Gebrauch notierte, waren ihm zu wertvoll.

Richard wurde von Leontine geschickt gezwungen, in dem Schwarm neben ihr weiter zu gehen.

Er war wirklich ausstellungsblind. Als würde den Gemälden durch die vielen neugierigen Augen etwas von ihrem Farbenglanz genommen, so verblaßt schauten sie ihn an. Auch von den Reden, die einander krenzten wie Meereswellen beim Umschlagen des Winds, vernahm er nicht viel. Immer nur, wenn der Name Düsselhof an sein Ohr schlug, ärgerte ihn etwas. Sein Bild gefiel der Menge offenbar am besten; überall war davon die Rede. Nur der gräßliche Kenner und Käufer war, ohne stehen zu bleiben, daran vorübergegangen, hieß es. „Er will den Preis drücken“, sagten die Männer der reichgekleideten Frauen. Auch der alte Kritiker riet dazu, jetzt Düsselhofs „Sehnsucht“ anzusehen, und lobte die feine Linie des Kopfes.

„Aber das mag das Verdienst des Modells sein,“ fügte er hinzu; „wenn ich nur wüßte, wer ihn geessen hat. Ich kenne doch sonst alle besseren Berliner Modelle seit dreißig Jahren so genau wie die Tänzerinnen der Hofoper. Na, vielleicht kennt es ein anderer der Herren. Es hängt nebenan in der elektrischen Kasse.“

Diesmal wagte sogar Pinks, sein Wort dazwischen zu rufen:

„Sie soll zum erstenmal geessen haben; alter Adel, armer Adel, Gott erbarm!“

Mit Ausnahme von Richard lachte oder lächelte alles.

Noch für einige Minuten drängte die lärmende Schar den Grafen Trienitz von dem kleinen Fritz Werner fort, dann bog man geräuschvoll um eine der verstellbaren Wände in einen kleinen Raum ein, der sein grelles Licht von einer elektrischen Lampe erhielt.

Richard ließ die übrigen vorangehen und hatte Lust, den Raum gar nicht zu betreten. Schon hörte er durch das Scharren der Füße und Klatschen der Frauenkleider einige Ahs der Bewunderung.

„Bitte, nach Ihnen,“ sagte da der Kunsthändler zu ihm, und er mußte, wollte er nicht auffallen, vortreten. Er war auch völlig geblendet und sah im ersten Augenblick nur goldene Rahmen und farbige Tüpfel in einem Wirbel von verlebendem Lichte.

Plötzlich sah er's. Er mußte die Augen schließen, um nicht umzufinken, um nicht aufzuschreien, um nicht vorzustürzen, das Bild von der Wand zu reißen und den schweren Rahmen als Waffe zu schwingen gegen all die lächelnden Gesichter, die hinstarrten.

„Sie sehen wie ein Toter aus, Herr Mettmann,“ flüsterte der Kunsthändler neben ihm. „Ja, das elektrische Licht hat seine Schattenseiten. Verzeihen Sie das Bißchen. Es ist recht, zuerst die Augen zu schließen. Sie sind ein feiner Kenner.“

Langsam blickte Richard wieder auf. Johanna! Wenn jemand sie erkannt hatte, wenn jemand ihren Namen nannte, so mußte er etwas Entsetzliches thun, und wäre es die schöne Leontine selber gewesen, die dem Gemälde am nächsten stand und jetzt mit feiner Miene den Kopf wiegte.

Aber niemand nannte den Namen. Man hörte zu, wie der alte Kritiker und ein junger Maler von der naturalistischen Schule über Düsselhof stritten.

Die „Sehnsucht“ stellte in der süßlichen Art des Meisters, der aber diesmal in der That sein Bestes geleistet hatte, das Profil eines Mädchenkopfs dar, der aus herrlichen braunen Augen irgend einen unausgesprochenen Wunsch in die Welt hinauszuenden schien. Das Düsselhofsche Kunststück bestand diesmal darin, daß der Kopf mit seiner feinen, bräunlichen Farbe sich dunkel von einem offenen, sonnenüberluteten Fenster abhob. Die Fensterbrüstung schnitt den Hals durch, und nun stach wieder von der dunkelbraunen Tapete das grell weiße Hemd des Mädchens ab, das vorn kaum merklich geöffnet, nur eine Ahnung des Busens schauen ließ. Mit einem roten Atlasmieder, von dem kaum eine Handbreit gemalt war, schloß die Figur ab. Auch von den Armen war nicht viel ausgeführt.

Richard hatte sich auf den überflüssigen Stuhl niedergelassen, den das Gedränge der Besucher langsam nach hinten vor ein Architekturbild geschoben hatte. Als hätte ihn die Todesnachricht von seinem Liebsten plötzlich getroffen, so hoffnungslos sah er da. Er mußte an sich halten, das fühlte er wohl, er durfte nichts thun. Er durfte nicht der erste sein, der den Namen des armen, armen Mädchens öffentlich ansrief. Wenn Johanna in der Gesellschaft verkehrt hätte, man hätte sie auf den ersten Blick erkannt. Die Ähnlichkeit war zu tren, zu gut, zu schön.

Vor dem Bilde tritt man noch immer. Der alte Kritiker rühmte die Mache, während er dabei die Linien des Mädchenkopfes mit seinem Zeigefinger in der Luft nachzog. Er lobte die Sinnlichkeit des Werkes, das doch keinen frivolen Zug hätte. Wie keusch wäre das Hemd bis oben geschlossen!

„Wenn das nicht frivol ist, so will ich Düsselhof heißen!“ rief der junge Naturalist, der sich immer mehr gegen den Maler ereiferte. „Es ist gemein! Gemein sind die Lichteffekte“

und gemein bis zum Ekel ist die Bekleidung. Warum im Hemd und im roten Korsett? Warum ist dieses vornehme junge Fräulein nicht anständig angezogen? Das Korsett ist immotiviert, höchst immotiviert!

„Als Naturalist haben Sie sich um die Motivierung der Kleider nicht zu kümmern,“ rief der Kritiker lachend.

„Als Naturalist,“ rief der andre, „hab' ich die Lüge herausgeföhlt. Sehen Sie nur,“ und er tappte mit den Fingern gefährlich um das Bild herum — „alles ist nach Modell gearbeitet, das Haar, das Fenster, dieser merkwürdige Raum zwischen Nase und Mund, sogar das Spiel der Adern unter dieser köstlichen Haut. Für das Schönste hat er ein Modell gehabt, für das Gemeine nicht. Sehen Sie nur hier, das Hemd ist aus dem Kopf gemalt und die Brust ist gelogen.“

Leontine mischte sich ins Gespräch.

„Sie beleidigen mich, wenn Sie noch länger so heftig tadeln,“ sagte sie freundlich. „Ich hätte Lust, das Bild zu kaufen, wenn der Preis nicht zu hoch ist. Düsselhof ist doch ein ganz hervorragender Meister.“

Richard sprang vom Stuhl auf. Der Kunsthändler neben ihm betrachtete eine kleine Bronzefigur so liebevoll, als ginge ihn das Geschäft gar nichts an. Der alte Kritiker antwortete für ihn, während der Naturalist ärgerlich fortging.

„Wenn Sie das Vielfältigkeitsrecht nicht auch erwerben wollen, wird es nicht zu teuer sein. Die illustrierten Blätter und die Photographen werden die Hälfte des Preises zahlen müssen.“

Richard zog den Kunsthändler am Arm einige Schritte zurück und flüsterte rasch:

„Ich habe das Bild gekauft.“

„Ah, ein Geschenk für die schöne Frau Kommerzienrätin?“

„Wie teuer ist das Bild? Ich meine, wie teuer mit allen Rechten?“

„Für Sie fünftausendfünfhundert Mark, weil ich weiß, daß die Kaufare —“

„Es ist gut. Ich kaufe es, aber unter der Bedingung, daß das Bild heute nachmittag um drei Uhr, sofort nach Schluß der Ausstellung, wohlverpackt in meine Wohnung gebracht wird.“

„Lieber Herr Meßmann,“ rief der Kunsthändler überrascht, „das würde mich tausend Mark an Eintrittsgeld kosten.“

„Also sechstausendfünfhundert Mark??“

Der Kunsthändler verbogte sich zum Zeichen der Zustimmung.

„Und Sie wollen gegen jedermann darüber schweigen, daß ich das Bild gekauft habe?“

„Das bleibt Geschäftsgeheimnis.“

VIII.

Doktor Vode war wirklich wegen seines Kirchenartikels zu zehn Wochen Gefängnis verurteilt worden. Gottlieb Meßmann und der sonst so bewährte juristische Beirat des Blattes rieten ihm, die Strafe sofort abzuhängen, weil der Versuch einer Revision bei der herrschenden Stimmung für ihn noch ungünstiger ausfallen würde. Vode empfand es wie einen Verrat der beiden Leute, aber seine eigene Ueberzeugung sagte ihm, er habe ohne Zögern die Buße auf sich zu nehmen, wenn durch ihn die Gesetze des Staats verletzt worden seien. Und in diesem Gesühle seiner Verpflichtung ergab er sich darein, sich ohne Aufschub im Gefängnis von Plöthensee zu stellen.

Nur zwei Tage brauchte er zu seiner Vorbereitung. Er mußte die Geschäfte in der Redaktion einem Genossen übergeben; da er aber nur das wichtigste erledigte und das kleine Blatt ohnehin von der Hand in den Mund lebte, so war er mit diesen Anordnungen bald fertig. Mehr Zeit verwandte er auf eine andere Sorge: Rätke, deren Zustand die größte Schöpfung verlangte, über den Grund seiner Abreise zu täuschen. Nach einigem Schwanken entschloß er sich dazu, ihr eine plötzliche Erholungsreise nach Italien vorzuliegen. Einer seiner ehemaligen Arbeitsgenossen, ein Professor, stand im Begriffe, nach Mailand, Verona usw. bis Neapel zu fahren; er hatte, einer längst verjährten Verabredung getreu, Vode benachrichtigt und ihn aufgemuntert, „gemeinsam die Rössischen Stätten wieder zu betreten.“ Rätke fand es ganz natürlich, als ihr Mann vorgab, der Einladung folgen zu wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Begräbnisfeierlichkeiten in China.

Aus dem Englischen von J. Cassirer.

Liegt in China jemand im Sterben, so will es der Brauch, daß der älteste Sohn den Sterbenden aus seinem Bett in das beste Zimmer des Hauses trägt und ihn dort so auf den Fußboden niederlegt, daß seine Füße gegen die Thür gelehrt sind. In der Provinz Fu-chien pflegt man dem mit dem Tode Ringenden ein Stückchen Silber in den Mund zu stecken, damit er Geld habe, um seine Reise nach dem Jenseits zu bezahlen; auch stopft man ihm sehr sorgfältig Nase und Ohren zu. Zu gewissen Fällen macht man auch ein Loch in das Dach des Hauses, um den Geistern bei ihrem Scheiden aus dem Körper den Weg zu erleichtern. Man glaubt nämlich, daß jeder Mensch außer sieben tierischen Sinnen, die mit ihm sterben, auch drei Seelen besitzt; die eine geht ins Jenseits, um dort über ihr Thun in dieser Welt Rechenschaft abzulegen, die zweite nimmt bei der Erinnerungstafel, die man dem Verstorbenen zum ewigen Gedächtnisse errichtet, ihren Aufenthalt, und die dritte verweilt im Grabe. Der Tod des Familienhauptes wird mit der größtmöglichen Geschwindigkeit sämtlichen Verwandten mitgeteilt und die Angehörigen des Hausstands kleiden sich in Weiß, der Trauerfarbe in China. Unmittelbar nach dem Eintritt des Todes wird nach Priestern und Klageweibern gefandt, die aus der Trauer um den Toten ein Gewerbe machen. Bei ihrer Ankunft ist bereits ein Tisch gedeckt, auf dem neben brennenden Kerzen allerlei Fleisch und Früchte stehen, zur Ergözung der Seelen des Dahingegangenen. Das Weinen und Jammern der Klageweiber nimmt nun seinen Anfang, und nur ab und zu wird es durch die eintönigen Gebete der Priester oder das unharmonische Tam-tam der Musiker unterbrochen. Es scheint, als ob bei diesen Lamentationen der Priester die Rolle des Kapellmeisters spielt; erst fängt hier und da einer zu seufzen und zu schluchzen an, dann fallen die andern mit ein, darauf folgen die mit näselnder Stimme vom Priester vorgebrachten Gebete und die kurzen Zwischenpausen werden durch das ohrzerreißende Tam-tam der „Musik“ ausgefüllt.

Etwas, was mir bei der Trauerfeierlichkeit sehr sonderbar vorkam, war der Umstand, daß vor dem Sterbepause ein Gerüst errichtet wurde. Es sollte dazu dienen, um die eingesargte Leiche auf die Straße zu befördern. Da das Haus dreistöckig war und die Leiche in einem Zimmer des obersten Stockwerks lag, so mußte dieses Gerüst, das eine Art Aufschubart darstellte, nicht nur hoch, sondern auch fest gebaut werden. Meines Wissens nach werden dergleichen Gerüste aus zwei Gründen aufgeführt: Erstens, weil andre Familien, die mit der des Dahingegangenen in demselben Hause wohnen, aus Aberglauben es niemals gestatten würden, daß die Leiche durch eins ihrer Zimmer getragen werden dürfe, zweitens aber auch, weil es nicht gut möglich wäre, einen schweren chinesischen Sarg eine solch enge und gewundene Treppe, wie sie viele dortige Häuser besitzen, hinunter zu schaffen. Aus einem ähnlichen Grunde darf auch keine Leiche, die von einer Gegend Chinas nach einer andern transportiert wird, um dort begraben zu werden, eine Stadt passieren, die mit einer Mauer umgeben ist. Auch darf niemals eine Leiche auf einen Landungsplatz oder durch ein Thor gebracht werden, wenn irgendwie die Möglichkeit vorliegt, daß jemals der Kaiser diese Stätten betreten könnte.

Die öffentlichen Feierlichkeiten des Leichenbegängnisses, dem ich in Hongkong bei zuwohnen Gelegenheit hatte, begannen damit, daß sich aus dem Sterbepause heraus eine feierliche Prozession bewegte. Sie ging „das Wasser kaufen“, und zwar das Wasser, mit dem der Körper des Verstorbenen gewaschen werden sollte. Erst kam die „Musik“, dann folgte ein Priester; er war in ein Gewand von dunkelroter Farbe gekleidet, und auf dem Kopfe hatte er eine Art Mütze, wie sie die englischen Studenten zu tragen pflegen. Den Schluß machte das in Weiß gekleidete Trauergefolge. Auf dem Fellende würde diese Prozession wahrscheinlich dem nächstgelegenen Fluße, dem ersten besten Bächen oder vielleicht auch nur einem feuchten Graben das Wasser entnommen haben; solche Gelegenheiten sind aber in Hongkong sehr selten, und das schmerzgefällige Trauergefolge sah sich daher genötigt, seine Schritte zu dem Hydranten der staatlichen Wasserleitung zu lenken, die am andern Ende der Straße lag. Wie gewöhnlich war auch hier die Hauptperson beim „Wasserkaufen“ der älteste Sohn des Verstorbenen, ein Junge von etwa sieben bis acht Jahren. Trotz seiner Jugend führte er aber seine Rolle mit einer Sicherheit und Gewandtheit durch, die er sich nur durch sorgfältige vorherige Unterweisung angeeignet haben konnte. In der Hand einen mit ausgereiztem weißen Papier überzogenen Stab haltend, zu beiden Seiten von einem weiblichen Familienmitglied gestützt, und zum Beweise seines aufrichtigen Schmerzes fast zusammenstinkend, schritt dieser jugendliche Sprößling des Bereinigten langsam und feierlich dem Hydranten zu; mit ihren „Tam-tams“ und einem Instrumente, das dem schottischen Dudelsack recht ähnlich ist, machte die Musikkapelle einen Heidentänzen. Bei dem Hydranten angekommen, ludete der ganze Zug im Kreise um diese nächtliche Vorrichtung herum nieder; die Musiker verdoppelten ihre Anstrengungen, der Priester seine Gebete; noch mehr Weisbrand wurde verbrannt, und aus der Trauerverammlung stieg ein mar- und heimschütterndes Klagen und Jammern zum Himmel empor. Während dessen füllte der Knabe, von dem ich vorhin gesprochen habe, als Hauptleidtragender mit entsprechender

kleines Feuilleton.

Feierlichkeit und unter vielen Verbeugungen ein Becken mit Wasser aus dem Hydranten. Als Zahlung hierfür verspreute er einige Münzen auf den Boden, denn es ist bei dieser Ceremonie von größter Wichtigkeit, daß das Wasser auch bezahlt wird. Dann lehrte die Prozession wiederum in das Trauerhaus zurück.

Nachdem die Leiche gewaschen, werden ihr die besten Kleider, die der Verstorbene bei Lebzeiten getragen, angezogen. Ein Hut wird ihm auf den Kopf gesetzt, ein Fächer in die Hand gegeben, die Füße werden ihm mit Schuhen beiseite, denn man glaubt, daß der Tote in diesem Anzuge ins Paradies eingehen wird; es wird daher großer Wert darauf gelegt, daß er bereits durch seine äußere Erscheinung dokumentiere, daß er ein achtbares Mitglied der besseren Gesellschaft ist. Während dieser und der folgenden Ceremonien wird Gold- und Silberpapier, das man in die Gestalt von Münzen und Silberbarren, die als gelegentliches Zahlungsmittel dienen, geschnitten hat, verbrannt; man glaubt nämlich, daß dieses papierne Geld den Toten auf seiner Reise ins Jenseits begleitet und sich dann dort in wirkliches Gold und Silber verwandelt. Aber nicht nur Geld, sondern auch auf dieselbe Weise präparierte Kleider, Möbel, Säffen, Büffel und Pferde, die ebenfalls sich diesem merkwürdigen Umwandlungsprozeß unterziehen sollen, werden dem Dahingegangenen auf seiner Reise in das „bessere Land“ mitgegeben.

Durch das Fenster wurde sodann die Leiche auf das erwähnte Gerüst gebracht und dort in den Sarg gelegt. Bei reicheren Chinesen ist es Sitte, die eingesargte Leiche näher Verwandter lange Zeit, oft Jahre hindurch, bei sich zu behalten. In diesem Falle geschah das jedoch nicht, sondern unmittelbar nach der Ceremonie des „Wasserlaufens“ fand das Begräbnis statt. Große Summen geben die Bewohner des Reichs der Mitte auf ihre Särge aus, und ein guter Sohn sorgt dafür, daß seine Eltern noch bei Lebzeiten in den Besitz eines solchen kommen. Gefertigt werden die Särge aus vier bis fünf Zoll starken schweren Brettern. Außen sind sie abgerundet, so daß sie beinahe wie ein polierter Baumstamm aussehen. Innen werden sie mit einer Art Mörtel überzogen, und mit einer ähnlichen Substanz werden sämtliche Fugen sorgfältig verschmiert; im Dedel des Sargs, dem Gesicht der Leiche gegenüber, wird ein kleines Loch gebohrt, damit die Geister bequem Ein- und Austritt haben.

Es machte einige Schwierigkeit, den Sarg vom Gerüst aus die Aufstiegsbahn hinunter auf die Straße zu befördern, aber schließlich gelang es doch ohne Unfall. Mit einem erneuten Jammer-Ausbruch der Klageweiber, mit „Tam-tam“-Schlägen und dem Spielen aller Musikinstrumente wurde die Ankunft des Sarges unten begrüßt. Auch einige zwanzig schön geschmückte und reich vergoldete Säffen, die nur bei derartigen Gelegenheiten benutzt werden, warteten unten. In reichster Fülle waren in diesen Säffen Fleischspeisen, Früchte und Kuchen, teilweise als Krappen, zum Teil aber in Wirklichkeit, aufgetragen. Unter andern schönen Sachen waren auch zwei vorzüglich zubereitete Spanferkel vorhanden. Zwei oder drei Altarblätter, die den Namen und das Alter des Verstorbenen aufweisen, wurden im Zuge mitgeführt, ebenso mehrere Fahnen, die Erinnerungstafel an den Toten, sein Bild und verschiedene andre Gegenstände; die Teilnehmer am Begräbnis waren sämtlich mehr oder weniger in Trauer gekleidet. Bevor sich jedoch der Zug nach dem Begräbnisplatz auf dem Mount Davis in Bewegung setzte, erfolgte erst noch ein verstärkter Ausdruck des Wehklagens; und abermalige Gebete des Priesters und erneute Ränderungen gaben der tiefen Trauer wiederholten Ausdruck. Zuletzt umschritten noch alle Leidtragenden den Sarg, und dann nahm der feierliche Zug, in dem der Sarg den Schluß bildete, seinen Anfang.

Auf dem Mount Davis wurde der Sarg unter verstärkten Trauer- und Gebetungen und Weihrauchräucherungen der Erde übergeben. Zwischen den Ceremonien am Grabe, soweit dabei der Priester, die Leidtragenden und die Musik in Betracht kamen, und den im Laufe des Tages vorher ausgeführten schien weiter kein Unterschied zu sein. In feierlichem Zuge wurde sodann die Erinnerungstafel in das Trauerhaus zurückbegleitet, wo sie zusammen mit andern Erinnerungstafeln an früher verstorbene Familienmitglieder in einem eigens zu diesem Zwecke reservierten Zimmer aufbewahrt wird. Vor dieser Erinnerungstafel wird täglich Weihrauch verbrannt und gebetet. Die im Trauerzuge mitgeführten, oben erwähnten Speisen werden für gewöhnlich unter die Armen verteilt, mitunter wird auch ein kleiner Teil davon im Trauerhause verzehrt. Bisweilen wird auch die Stätte, in die der Verstorbene zur letzten Ruhe gebettet werden soll, von Zauberern oder Geisterbeschwörern ausgesucht; handelt es sich um eine reiche Familie, so verursacht diese Wahl wohl auch viele Schwierigkeiten und große Geldkosten. Besonders muß darauf geachtet werden, daß der Geist vom Grabe aus eine gute Aussicht hat. Der Abhang eines Hügels, der einen Ausblick auf Wasser eröffnet, ein nahe am Gipfel eines Hügels gelegenes Schloß, oder ein ebenda befindlicher Hohlweg gelten daher als sehr beliebte Grabstätten. Gegen den 5. April eines jeden Jahres kam man die Landbevölkerung scharenweise zu den Gräbern wallfahren sehen, um sie in den Stand zu setzen, zu säubern und auf ihnen Opfer darzubringen. Im südlichen China hat ein Grab fast immer in seinem Längendurchschnitt die Form eines griechischen Omegas, die größeren Gräber haben eine gewisse Lehnlichkeit mit einem umgebenen Lehnstessel mit rundem Rücken, in dessen Sitz dann der Sarg gebettet ist. —

— Nur ein Dichter. Arnold Garde schreibt in der „Frankfurter Zeitung“: In dem hellen, warmen Sonnenschein der wenigen schönen Tage, die der Mai brachte, schlenderte ich in Detmold herum und weidete mein Auge an den schmüden Häuschen und an den still und vornehm daliegenden Villen. Welche Ruhe, welcher Friede in den sauberen Alleen und Straßen und in den kleinen Gassen! Dann und wann traf man ein paar ältere Herren; ein einjamer Lieutenant ritt mit seinem Diener nach dem herrlich bewaldeten Bückeburg hinaus; dann und wann rasselte einmal ein Hotel-Omnibus zum Bahnhofe, um nach einer Weile wieder ohne Gast zurückzukommen. Die Kasanien hatten ihre hohen Kerzen aufgesetzt, die Buchen und Ulmen standen im frischesten, fastgrünen Laube. Schön ist die breite, aristokratische Allee mit dem Bach, der aus den Bergen kommt und zur Mühle rauscht. Emsig treibt das niedrige klare Wasser über Tang und Algen dahin. Weiter in der Stadt hockten Frauen und Kinder am Ufer und spülten Wäsche, die sie dann daneben auf dem grünen Rasen bleichen ließen. Ein Garten träumte wie verzaubert neben dem andern und alles war ein Blütenmeer, Märchenarchitekturen mit Tausenden von Staudbögen und Kuppeln, schneeweiß mit Rosa und Grün. Wolken von Blütendüften schwebten in der lauen Luft.

Ich trat in eine Buchhandlung und fragte, ob irgend ein Bild oder eine kleine Büste von C. H. D. Gräbe zu haben sei.

„Gräbe, Gräbe? Wer war der Mann?“

„Nur ein Dichter.“

„Ah! Ganz recht, der hat ja Gedichte gemacht!“

„Sprach's und schlug den den Katalog auf.“

Kein, Bilder und Büsten gab es nicht, aber die Kellamsche Ausgabe seiner Werke, die vermutlich sein Bildnis enthalten würde, könnte mir besorgt werden. Ob dagegen vielleicht ein Bild von Freiligrath gefällig wäre?

Zu der Nähe war noch eine Buchhandlung. Auf dieselbe Frage sagte mir der Herr lächelnd: O, gewiß! und hol mir eine Ansichtspostkarte, die — den Graf-Regenten zeigte.

„Ah so! Verzeihen Sie, Gräbe! Nein, leider nicht, Gräbe, Gräbe? habe den Namen doch schon mal gehört.“

„Nun und gut, ich fragte überall vergeblich. Und wenn wirklich einmal jemand etwas von Gräbe wußte, so hieß es regelmäßig: „Jaja, von Gräbe (sprich „Chrabbe“) hab' ich schon was gehört; ach warten Sie mal, ich glaube, der Mann hat so fürchterlich getrunken.“

Auf dem Rathause hängt eine hübsche, zarte Lithographie, unter Glas und Rahmen, das Brustbild Gräbes darstellend, und auf der fürstlichen Landesbibliothek steht Gräbes Büste von Wandel. Die mächtige Stirn, die großen Augen verkünden das Genie, ein dünner Stamm läuft bei den Ohren an den Wangen herab, sonst ist das Antlitz bartlos; Mund und Rinn ganz frauenhaft. . . .

b. **Bonssens Telegraphon.** Eine sehr merkwürdige Erfindung ist dieser Apparat, der am Mittwoch im Verein von Freunden der Treprow-Sternwarte von Herrn Ruhmer erklärt wurde. Um die Einrichtung dieses neuen Instruments, das vielleicht eine große Zukunft hat, zu verstehen, müssen wir an das Telephon und das Mikrophon erinnern. Beim Telephon befindet sich eine Platte von Eisenblech vor einem Magneten, der durch die Schwingungen der Platte bald stärker, bald schwächer erregt wird; in einer um ihn gewickelten Drahtrolle entstehen dann elektrische Ströme, sogenannte Induktionsströme, von abwechselnder Richtung und Stärke, die zu einem zweiten Telephon geleitet, dessen Magneten in demselben Rhythmus erregen; daher wird die vor diesem stehende Platte aus Eisenblech bald stärker bald schwächer angezogen, so daß sie die Schwingungen der Platte, gegen die man spricht, wiederholt, die hineingegebenen Töne also durch die zweite Platte wiedergeben werden.

Als Hörapparat hat das Telephon sich vortrefflich bewährt; als Sprechapparat oder Sender dagegen ist es durch das Mikrophon bedeutend überholt worden. Dieses besteht im wesentlichen aus einem Kontakt mehrerer Kohlestücken, die nur lose einander berühren; spricht man gegen eine Platte, so wird durch deren Schwingungen die Berührung der Kohlestücken bald mehr, bald weniger fest; ein hindurchgeleiteter elektrischer Strom erleidet dadurch Schwankungen seiner Intensität, wird er zu einem Telephon geleitet, so giebt dieses die in das Mikrophon hineingegebenen Töne in sehr guter Weise wieder.

Um denke man sich den schwankenden Strom eines Mikrophons anstatt zu einem Telephon zu einem hufeisenförmigen Elektromagneten geleitet. Zwischen den Polen desselben entsteht dann ein magnetisches Feld von abwechselnder Stärke. Zieht man durch dieses Feld einen Stahl Draht oder ein Stahlband, so werden die das Feld passierenden Stellen nach einander magnetisiert, und zwar werden sie verschieden stark magnetisiert, da ja die Intensität des magnetischen Feldes eine rasch wechselnde ist. So wie man bei der Morse-Telegraphie auf einem Papierstreifen Punkte und Striche hervorbringt, hat man hier auf dem Stahlstreifen die verschiedenen Töne durch verschieden starke Magnetisierung fixiert.

Das so fixierte (festgehaltene) Gepräch kann nun beliebig oft von dem Stahlstreifen abgehört werden. Zieht man nämlich den Streifen zwischen den Polen eines zweiten Elektromagneten hindurch, der dem Schreib-Elektromagneten ganz analog gebaut ist, so werden

in diesem je nach der magnetischen Stärke der Stelle des Stahlbonds, welche vor den Polen vorbeigeht, elektrische Ströme von verschiedener Stärke induziert; ist nun dieser Hör-Elektromagnet mit einem Telephon verbunden, so kann man am Telephon mit größter Deutlichkeit das Gespräch hören. Das Anwendungsgebiet dieser Erfindung verspricht sehr groß zu werden. Um nur eins zu erwähnen: Ich rufe telephonisch einen Bekannten an; er ist nicht zu Hause, aber das Telephonant schaltet einen Elektromagneten ein, an welchem durch ein Uhrwerk das Stahlband vorbeigezogen wird. Beim Nachhausekommen schaltet er durch eine einfache Bewegung seinen Elektromagneten mit seinem Telephon zusammen, läßt das Stahlband ablaufen und kann so mit größter Bequemlichkeit alle während seiner Abwesenheit eingegangenen Mitteilungen abhören.

Leider konnte Herr Nuhmer einen solchen Apparat in Thätigkeit nicht vorführen; doch soll sein Funktionieren nach Berichten von der Pariser Weltausstellung, wo er aufgestellt ist, ein tadelloses sein, so daß die Hörer von der Deutlichkeit der Wiedergabe aller Töne ganz überrascht sind. —

Kulturgeschichtliches.

— Wie in der guten alten Zeit die Hausordnung in einer Heilanstalt beschaffen war, geht aus folgenden „Baad- und Auführungsregeln des Gesund- und Heil-Baads Schauenburg“ hervor, die von einem Forscher im Baseler Archiv aufgefunden worden sind. Sie lauten der „Straßb. Post“ zufolge: Des Morgens von 7 bis 8 Uhr sollen sich sämtliche Baad-Gäste mit ihren Curen, als besonders Tée, Caffée, Chocolate, Wein-Boaren, Saurbrunnen, Brauts- und Blatten-Mueß, Butter-Schnitten, und was dergleichen mehr ist, in dem großen Saal sich einfinden. — Von 8 bis 9 Uhr gehet man in das Baad. — Von 9 bis 10 Uhr ist zum Ausdünsten und Anziehung säuberlicher Kleidern bestimmt. — Die, so nicht in das Baad gehen, sollen sich während diesen zwei Stunden still, ehrbar und bescheiden auf-führen und mit etwas Nützliches sich beschäftigen. — Von 10 bis 12 Uhr ist zum Spazieren bey schönem Wetter, und beym Regen zum Spielen, conversiren oder anderen unschuldigen Belustigungen gewidmet. — 12 bis 1 Uhr zum Mittag-Essen, doch solle auf eine Viertelstunde mehr oder weniger nicht ankommen. — 1 bis 2 Uhr, zum Kaffe, wer aber keines nicht trinket, mag sich indessen mit etwas anders erquiden, doch ist in dieser Stunde der Schokolade gänzlich verboten. — 2 bis 3 Uhr, allgemeine Konversation. — 3 bis 4 Uhr, in das Baad. — 4 bis 5 Uhr, in das Bett, und nach Belieben zu ge-bräuchen. — 5 bis 8 Uhr, zu einem Spaziergang vor die ganze Gesellschaft, wann aber wider alles Erwarten ein Regen einziele, so könnte aus Desperation gespielt werden. — Von 8 bis 9 Uhr zum Nacht-Essen. — Von 9 bis 11 Uhr, wäre ent-weder der Tag mit einem Ehren-Tänzlín, oder einer andren an-gemessenen Ergöhllichkeit zu beschließen. — Um 11 Uhr sollen alle und jede, sich in das Bett verfügen, und eine allgemeine Stille regieren, besonders wann sich jemand unter den Baad-Gästen nicht wohl auf befinden thäte.

Weiter heißt es u. a.:

Alle Ohrenbläser, Sönderling und Murren sollen gänzlich von himen verbannt sein, es seye dann Sach daß sie Verbesserung versprechen. — Und endlich, weisen der ganzen Ehren-Compagnie daran gelegen, daß sie weder Nachzeit noch an der Tafel, durch Hände nicht beunruhigt werden, als solle ein jeder Ehren-Gast, welcher solcher Thieren mitbringe, gehalten seyn, selbige an ge-hörigem Ort verwahren zu lassen.

NB. Was die Strafe dieser Ordnung anbelangt, so könnte der Uebertreter derselben an Geldt, das Franzenzimmer aber am Leib abgestraft werden, welches aber billichermahen der Ehren-Compagnie zur Decision überlassen wird. . . Also gegeben und vor der ganzen Ehren-Gesellschaft genehmigt den 17. Junimonat 1762 und erneuert den 13. August 1764.

(A. S.)

Schauenburg.

Physiologisches.

ie. Die „Sängerlnöthchen“. Auf dem soeben beendeten Internationalen Medizinischen Kongreß in Paris ist in der Abteilung für Laryngologie eine krankhafte Erscheinung ausführlich von Autoritäten mehrerer Länder behandelt worden, die von besonderem Interesse für Sänger und Sängerinnen ist; sie hat in der Wissenschaft die etwas merkwürdige Bezeichnung der „Sängerlnöthchen“, der Stimm-bandslnöthchen erhalten. Nach der „Wiener Medizinischen Presse“ besprach der Wiener Laryngologe Chiari die Beschaffenheit solcher Gebilde. Sie sind rund oder etwas länglich, und sitzen am freien Rande der unteren Stimmblätter gewöhnlich zu beiden Seiten. Die Farbe ist gelblich- oder rölllich-weiß, die Größe gleich der eines Stachnadelkopfs. Sie gehen nie in Geschwüre über, erleiden aber glücklichweise nicht selten eine Rückbildung. Sie sind viel häufiger bei weiblichen als bei männlichen Personen beobachtet worden und bei Sängern und Sängerinnen wiederum sehr viel öfter als bei andren Menschen. Sie entstehen durch starke Anstrengung der Stimme, vielleicht auch durch schlechtes Singen. Meist werden sie als eine Wucherung der oberflächlichen Zotten des Stimm-bands er-nährt. Nach Professor Krause-Verein werden sie lediglich durch den Mißbrauch des Stimmorgans beim Singen, nicht beim Sprechen her-

vorgernfen. Die durch sie veranlaßten Störungen bestehen darin, daß die Gesangsstimme in gewissen Lagen erschwert wird, weil das schadhast gewordene, durch die verdickten Wucherungen stellenweise erstete elastische Gewebe die Hervorbringung des Piano und der Mittelage nicht mehr gestattet, eine fernere Folge ist der baldige Eintritt von Ermüdung bei allen Gesangsleistungen. Der Sänger ist somit genötigt, für die ausfallenden Register Ersatz zu schaffen, und er kann dies nur durch eine stärkere Anspannung der Stimmblätter erreichen, wobei jedoch der Ton begreiflicherweise an Schönheit und Weiche einbüßt. Er bekommt entweder einen lehlenden Klang, weil er zu sehr im Stehkopfe selbst erzeugt wird, oder der Brustton beginnt zu überwiegen, wodurch die Ausdrucksfähigkeit beeinträchtigt wird. Ferner kommt es noch durch die stärkere Spannung der Stimmblätter zur Bildung weiterer Ver-dickungen, zunächst an den Söngerlnöthchen selbst, dann an denjenigen Stellen, die durch stärkere Reibung besonders mitgenommen werden. Als Behandlung empfiehlt Krause zunächst besonders Ruhe und Verbot des Singens, um die Lnöthchen zur Rückbildung zu bringen. Wenn jedoch dadurch keine Beseitigung erzielt werden kann, und das Interesse des Kranken die Wiederherstellung der Stimme gebieterisch fordert, so muß die Operation eintreten, selbsterständlich unter möglicher Beschränkung auf die kleinen Auswüchse selbst. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Die Erdbeere gedeiht bei mir geringer Aufmerksamkeit prächtig. In ihrer Kultur ist ein jeder gute Gartenboden geeignet. Doch thut man gut, zu leichten Boden mit verwittertem Leim oder gut gelagerter Schlamm Erde zu verbessern. Ein tiefes Graben des zur Erdbeerkultur bestimmten Bodens ist unbedingt erforderlich. Zur Düngung wähle man Minderdünger, welchen man jedoch mindestens 1 Jahr vor der Pflanzung dem Boden mitteilen muß. Die Anpflanzung geschieht am besten im August; man bringt die jungen Pflanzen auf einen Abstand von 50 Centimeter zu einander. Bei Monatserdbeeren genügt ein solcher von 30 Centimeter. Festes Antrieben beim Pflanzen sowie tüchtiges Angießen, welches bei trodner Witterung auch öfters, besonders des Abends zu wiederholen ist, befördern das Anwachsen sehr. Während der weiteren Kultur hat man die Beete öfter zu behacken und von Unkraut frei zu halten. Bei Trockenheit giebt man ihnen reichlich Wasser. Während der Wüte sind sie nur mit dem Rohre der Gießtannen, niemals aber mit der Brause zu gießen. Vor der Wüte bedeckt man die Beete zwischen den Pflanzen mit kurzem verrotteten Dünger oder Komposterde, was den Boden am Austrocknen verhindert. Da die Erdbeerpflanze von August an alle Kraft für die nächstjährige Vegetation sammelt, so ist es nötig, zu dieser Zeit alle der Winterpflanze die Nahrung weg-nehmenden Ansläufer mit den Nanten dicht am Mutterstode abzuschneiden, keinesfalls aber abzureißen, da hierdurch die Mutter-pflanze zu ihrem Schaden gelodert wird. Nach Ablauf von vier Jahren ist man genötigt, zur Neuanlage zu schreiten. Auch darf man auf derselben Stelle, auf welcher Erdbeeren gestanden, vor Ablauf von sechs Jahren keine solchen anpflanzen. — („Haus, Hof, Garten.“)

Humoristisches.

— Kindermund. Mama: „Hans, was thust Du denn mit dem Glase Wasser?“
Hans: „Ich will es Georg bringen. Er hat so viele Thränen vergossen, daß er inwendig ganz trocken sein muß.“ —
— Ein Paria. Herr Huber: „Wo ist denn Ihr Vereins-sokal?“
Anti-Alkoholist: „Wir haben keins — wir werden näm-lich bei jedem Wirt rausgeschmissen!“ („Jugend.“)

Notizen.

— Nobel! Von einer Berliner Frauenzeitung geht uns eine Notiz zu, die von einem „Plakat-Preis-Ausschreiben“ handelt. Wir unterlassen den Abdruck, weil die Notiz mit dem Sage schließt: „Die abgelehnten Entwürfe werden auf be-sonderen Wunsch der Einsender portofrei zurückgesandt!“ —
— Sudermans neues Drama „Johannisknecht“ wird am 29. September im Lessing-Theater seine Erstaufführung erleben. —
— „König Teja“, ein neues Drama von Adolf Wilbrandt, wird in den ersten Monaten der-neuen Saison auf der Bühne des „Berliner Theaters“ zum erstenmal erscheinen. —
— Im Münchener Volkstheater hat Hans Renerts Volkstüde „Der Throler Franzl“ bei seiner Erstaufführung freudlichen Beifall gefunden. —
— Rund 498 600 M. an Zantiemen hat das Münchener Hoftheater bis heute an Richard Wagner resp. dessen Erben bezahlt. —
— Das Orientalische Seminar in Berlin hat, den Wünschen zahlreicher Kaufleute entgegenkommend, beschlossen, zweimal in der Woche abends unentgeltlichen Unterricht in der chinesischen Sprache zu veranstalten. —